Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 33

Artikel: We d'Mueter furt isch [Schluss]

Autor: Balmer, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

We d'Mueter furt isch.

E Jugeterinnerung vom Emil Balmer. (Schluß)

Am Namittag het der Godi i d'Bühne abe müeße ga Härdöpfel hacke. I hätt o mit sölle, aber es isch mer nöie nid grad drum gsi u drum han i gseit, i syg müed. I ha gly gmerkt, daß ds Emmi öppis im Sinn het. Ds Xander-Rösi, sy Schuelfründi, isch ihm cho hälfe abwäsche u si hei uf Rücke gha. Wo si fertig sy gsi, hei si afa chüschele u gheimnisvoll tue. „Du, gang e chlei abe, gäll," het me mer befole. — Chöüt rächne, göb me da folget, we me merkt, daß men eim wott dänne ha! D'Stägen ab bin i, ja, aber nachhär tifig wie ne Chätzer hindere i ds Tenn, d'Sollerleitere uf, dür ds Bühneli düre u wider vüre uf d'Laube tüüsselet. Zwüsche de Granium bim Chuchifänschter han i grad schön chönne inegwundere, was di zweu Meitschi gfuuschtet hei. Was i gmerkt ha, hei si wölle Nidletäfeli mache, weder, si hei allwäg kei Nidle gha derzue. Si hei ömel en Ewigkeit drann ume gchloschteret, aber das Tanggelzüüg het nid wölle guet cho, es het ömel e zytlang na allem andere gschmöckt, als na Nidletäfeli. Si hei du no mit Wasser wölle fächte, aber du isch es du ersch lätz usecho. Wo's em ergschte bräntelet het u di Meitschi mit Chelle u Gätzi wi zweu sturmi Wäspi i der Chuchi ume gfuret sy u ds Emmi i allem Schwaldere no e Chachle abeschlaht, bin i uf u dervo!

Jetz geisch e chlei zu de Pursch ga Spil mache, dänken i u ha gäg em Linnebaum ufe. Der Jänzer-Friggeli, der Chrutgasse-Köbeli u der Metzger-Milu sy scho dert gsi. „Hilfsch o Versteckliis mache?" rüefe si.

„Ja!"

Du het Friggeli zellt: „Aene, däne do u du chasch go — äne, däne do u du .... so Milu, du muesch grad blinze."

„Nei, i wott nid," han i reklamiert. I ha gmerkt, daß er bim Zelle bschisse het.

„Wohl du muesch, süsch chasch nid hälfe!"

„Nei, i blinze nid — chömet, mir wei doch lieber i Muurers Garte ga Wattewattewilewo mache, ds Lisa u ds Lücie hälfe de o."

Du wohl, du hei si mi usglachet:

„Aeääääää — wattewattewilewo — das mache ja d'Meitli — ääääää Meiteler, Meiteler!"

„Daisch mir allwäg nid glych!" Grad äxtra bin i jetz zu de Meitschi i vordere Garte u ha mi dert e schöne Rung prächtig vertöörlet. I ha ömel nüt dra dänkt, daß i heit sött ga Milch näh. — Aber es het o hie mit der Zyt Chrieg gäh. Di Meitleni sy wüescht hinderenandere cho u ds Mayeli u ds Friedy hätt enand bal ertschuppet. — I ha sälber nid rächt gwüßt, mit welne daß i's söll ha. Schließlig han i mit em Lücie e Sonderfride abgschlosse u bi mit ihm furt. „Chumm du mit mir," chüschelet es mer i ds Ohr u nimmt mi oben yne — „weisch, gang nume nimmeh zu däne Saupursch — ds Mayi isch e Stolzbock u ds Söphu, das het ja einisch deheime Gäld gstohle für z'schläcke." — Das het mer's chönne, daß mer ds Lücie so gflattiert het un i ha begryfligerwys ganz für ihns Partei agnoh. Mir hei den andere no es schöns Grännimuul u di längi Nase gmacht u sy derna hinder Fielehauers Schüür ga Verchäuferlis mache. Mir hei e Huufe Grasmutte usgschrisse u Bluemestöck gmacht drus, hei Härd gchnätet, Brot u Weggli dervo gmacht u wyßes Sann druf gstreut — das het de sölle der Zucker sy. Chlyni suberi Steinli hei mer gnoh anstatt Gäld, us Zyträselibletter Papiersek gfabriziert, item, es isch bal einisch es ganzes Warelager un e Allerwältslade da gsi. Jetz hätti mer's chönne schön ha, aber, wi's öppe geit uf der Wält: d'Montsche chöü sälte lang im Fride zsäme läbe, es wär halt vil z'schön; ds Rächthabere u ds Zsämechääre ligt ne halt eifach im Bluet.

„So, jetz wär i d'Verchäufere," seit Lücie, wo mer fertig sy mit Rüschte — „was wünsche Sie?"

„Nei, das gilt nüt, i wott verchaufe, mir hei o ne Lade deheime u dir nid — i wott der Chrämer mache — was sött sy?"

„O nei Milu, i wott chrämerle, süsch bin i taub..."

No es Cherli het dä Dispidatz gwährt; wo-n-i gseh ha, daß Lücie nid wott hinderabnäh, bin i ine Täubi ine cho u schlah der ganz Chrämerlade mit allne Härdweggli u Brötli u Bluemestöck zunderobe. Potz himelhageli, wi het das Lücie Aeugli gmacht! Aes het mi agluegt, wie ne taube Papagei, het d'Finger gchrällelet — i ha gmeint, äs spring mer a Chopf. I der Angscht schießen ihm e Hampfele Sann i ds Gsicht. Du wohl, du isch du Heu gnue abe gsi. Zersch hets e schuderhafti Gränne gmacht, het en ewigi Längi yzoge bis es fasch blau worden isch, derna hets afa päägge, gar schuderschuderhaft.

„Weisch, i säge's de der Mamma," grännets, wo's äntlig wider zu Ate chunnt — „du bisch e Sau — Sau — Saubueb — du hesch afa chääre!"

„Nei, du!"

„Nei, nei, nei, nei..."

„Wohl, wohl, wohl, wohl, wohl....."

Da hets gheiße, weles gleitiger. Aber i ha mit mym guete Mundstuck das arme Lücie gly überbrüelet gha u als Sieger uf em Kampfplatz blibe.

„I ghöre nüt, i ghöre nüt, äääh!" Es isch scho deheim uf der Laube obe gsi u het bedi Ohre verha, wo's das brüelet het.

„Sautoggel, Sautoggel...." Das isch ds Aend gsi vo üsem härzleche Fründschaftsbund! — Du bin i zu Hurnis i d'Husmatte. Dert het der jung Prinz gangglet. I nimen e Chnebel u häben ihm ne i ds Muul u springe mit em Hunn i der Matte ume. Uh, wi isch das luschtig gsi! Dä Prinz het gchraftet u het mi völlig mitgschrisse. Gar schützlig het er gwouschtet u gwoulet u zännet u grurret. Jetz han i der Stäcke no höcher uf — du springt der Prinz undereinisch uf, schnellt mi i d'Hann u schiebt mit em Stäcke dervo. — Dä Chlupf, dä Chlupf! Zum zweute Mal hüt e settige grüslige Chlupf! — Wägem Pickli, wo mer der Prinz gmacht het, hätt i ja no nüt wölle säge — es het fryli e chlei gschmürzt, aber das hätt me möge verwärche u hätt deheime chönne säge, mi syg umgheit — aber, e myn Gott, öppis anders, öppis vil grüsligers isch mer halt du arriviert gsi! Oeppis wo-n-i eifach nid darf säge.... Em Müeti wohl, däm hättis dörfe avertraue, aber das isch du halt leider Gottes furt gsi. — — Tuußelig ha mi heizuegschliche, ha ging e chlei umegluegt, göb mi niemer gseji u bi zwüsche üsem Hus u Hurnis a ne Tängelistei agläge. I hätt mer nid rächt trauet abzhocke.

„Wo steckisch du eigetlig o ging?", rüeft ds Emmi oben abe, „warum bisch nid cho Milch näh — chumm jetz ufe!"

„Ja, i wott nume no luege, wi si d'Chüe tränke —"

„Aleh, la gseh, chumm!"

„Wenn chunnt d'Mueter hei?" Ganz verdächtig lieb u zahm han i das gfragt.

„Em sibni, warum?"

„E nume süsch — was isch für Zyt?"

„De gly sächsi — i mueß jetz ds Znacht übertue" — dermit schießt es i sym wyße Schurz hochwichtig i d'Chuchi ine. — — —

Ach, es isch mer so eländ gsi! E so grüslig schwär! — E so ne Chummer, wo chamene besser ablade als bim Müeti? Wo geits ringer, ds Härz usz'schütte, als im Fürteschoß vom Müeti! — — — — — —

„Isch jetz no nid gly sibni?" han i ds Emmi wider gfragt, wo's mit em Chessel zum Brunne springt.

„Du bisch jetz o ne Stürmi, was isch o mit der?"

„I bi drum e chlei müed!"

„So hock doch ab u lyr nid ging dert um dä Stei um."

„I... i... i cha eso o leue!"

Alls, was um mi um gangen isch, isch mer glych gsi. „We nume um der Tusiggottswille d'Mueter gly hei chäm!" hani i afa bätte.

Ds Ferdi-Grittli isch ga Milch reiche. „Chunnsch o mit mer i d'Chäserei?" fragts mi. „Nei, i mueß deheime blybe," han i zur Usred gha. U doch wär i so gärn mit ihm gange!

Der Godi isch vo der Bühne zrugg cho. „Lue da," seit er u zeigt mer e schöne Schmätterling.

„Ja, es isch e schöne," machen i, aber i ha mi nid vom Platz verrüehrt. Em Godi isch es allem a ufgfalle, daß öppis nid im Blei isch: „Pfüderle doch nid eso dasume, wi we de-n-i d'Hose gmacht hättisch," lachet er.

„E herrjeses im Himmel — gseht me mer's de eigetlig a?" han i ghummeret u ha mi i där trostlose Verfassig vom Tängelistei ewägg i Chällerhals abe gflüchtet.

„Miggeli, wo bisch?" rüeft d'Großmueter uf der Lauben obe. Aber i ha nid Bscheid gäh. Mys Uebermüetli isch ghörig abküehlt gsi syt em Morge. Jetz han i gha für ds Erchlüpfe, ja wäger! I ha gmerkt, daß es doch öpper git, wo i alls ine gseht u nüt ungstraft düre laht. I hätt halt d'Großmueter nid so däwäg solle ine Schrecke jage, hätt nid sölle chääre mit de Pursch, hätt em Lücie nid sölle Sann i d'Auge schieße. Das han i ygseh u drum han i gluegt, mys Unglück azluege un aznäh, für ne grächti Straf vom Himmelvatter. — A der läare Surchabisstanne han i däwäg Trüebsal blase — bis äntlig, äntlig d'Mueter isch heicho. —

Ds Emmi het sofort gseit, daß es e Chachle verheit het — sys Gwüsse isch dermit wieder erliechteret gsi — aber mir, mir isch es di längersi schwärer worde um ds Härz.

„Aleh, chumm nimm mer doch öppis ab," seit d'Mueter zue mer, wo si d'Stägen ufchunnt.

„I weiß nid was ihm fählt, är het öppe füfzg Mal gfragt, göbs nid gly sibni sygi," rätschet ds Emmi.

„E, är wird däng gluschte nam Bärn-Pumerli — lue, was han i äch da drinn?"

I ha allem a no eländer usgseh u ds Plääre isch mer zvordersch gsi.

„Los Bueb, was fählt dir?" fragt jetz d'Mueter ganz ärnscht u luegt mi a.

Jetz hets müeße gseit sy.

„E nüt... i... i ha's halt... niemerem dörfe säge... i cha nüt derfür ... i"

„Aha," seit si halb taub, halb lächerlig, „jetz weiß i worüber, chumm uf d'Laube hindere... mir wei luege, was das für ne Zueversicht isch!"

„Du bisch drum furt gsi —" pläären i jetz ganz lut use — aber wi d'Träneli sy cho z'laufe, hets mer afa liechte.

D'Mueter het allwäg gmerkt, daß es mer schuderhaft leid isch u daß i grüehrt bi bis i ds innerst Härzli ine — si het ömel nüt balget.

Was du no nachecho isch, bruuchen i däng nid ds länge u ds breite säge. I weiß nume no, daß es mer du der sälb Abe no einisch ume gwohlet het u daß i du ds Bern-Pumerli trotz allem glych no übercho ha!

Die Post in der guten alten Zeit.

Von Karl Erny.

Die Politik unserer Post erinnert merkwürdig an die des „Aufgeklärten" 18. Jahrhunderts, da man noch nicht im „Zeichen des Verkehrs" stand und ein Brief immerhin noch ein Ereignis bedeutete, von dem die ganze Familie an der Familientafel sprach. Friedrich der Große hatte freilich kein Defizit an seiner Postverwaltung zu verzeichnen, denn dazu war er ein ganz ausgezeichneter Rechner. Aber in seinem Budget setzte er eine bestimmte Summe ein, nämlich 1,300,000 Taler und so viel mußte die Post einbringen, und wenn in einem Monat nicht bereits der entsprechende Teilbetrag abgeliefert werden konnte, so erhöhte er schnurstraks die Portosätze, um auch bei einem entsprechenden Rückgang des Verkehrs das voranschlagte Geld zu erhalten. Die Post war für die Regierungen des 18. Jahrhunderts nur ein „fiskalisches Institut", wie die Domänen, die gewaltige Bedeutung volkswirtschaftlicher und kultureller Art hatte man noch nicht erkannt und das „viele Briefschreiben" galt damals als ein „überflüssiger Unfug" oder als ein „himmelschreiender Luxus", wie der alte Dessauer selbst einmal aussagte. Die Früchte dieser unaufgeklärten Politik sind daran zu erkennen, daß es beim Tode des „alten Fritz" in ganz Berlin sieben Briefträger gab, immer einen auf damals 21,400 Einwohner.

Dabei war es immerhin schon besser als im 17. Jahrhundert, wo nur die hohen Fürstlichkeiten sich ihre eigenen Briefboten leisten konnten und die öffentliche Post so schlecht bediente, daß man sie lieber wenig benutzte und auf die Gelegenheiten paßte, wo Kaufleute, Metzger und Reisende über Land fuhren. Nach dem dreißigjährigen Krieg waren die Männer dann so knapp geworden, daß die Post nur noch durch „Briefmägde" besorgt werden konnte, die aber der Vorsicht halber — recht häßlich sein mußten. Wo Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die in seiner Jugendzeit aufkommende Briefleidenschaft behandelt, da führt er als Gründe für dieses erste Aufblühen der Briefkultur die „durchgehende Schnelligkeit der Taxis'schen Posten, die Sicherheit des Siegels und das leidliche Porto" an. Diese Auffassung ist allerdings mehr als bescheiden und es wird noch ganz anders bei uns kommen müssen, bis sich in der Zukunft die Vergangenheit vor 150 und 100 Jahren wiederholt. Von der Langsamkeit der damaligen Postverhältnisse müssen wir freilich ganz absehen, sie ist heute durch die Eisenbahnen, Autos und Telegraphen aufgehoben. Aber über das teure Porto wurde schon damals bitter geklagt und wie wir auch heute wieder klagen, so stand es auch zu jener Zeit. Briefmarken gab es bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nicht oder nur selten. Der Betrag mußte in bar am Postschalter bezahlt werden und für die Berechnung des Portos gab es aber sehr verwickelte Taxen, da es sich nach der Meilenzahl in vielen Abstufungen steigerte.

Ebenso schwierig wie das Befördern war das Expedieren des Briefes. Da es mit der Maschine hergestellte Umschläge und Couverts noch nicht gab — die betreffende Maschine wurde erst im Jahre 1851 erfunden — so mußte man es in der Schule lernen, wie aus einem Bogen Papier ein Briefumschlag gemacht werden kann. Das war eine recht mühselige Arbeit, der man sich denn auch nur bei wichtigen Briefen unterzog. Gewöhnlich ließ man die vierte Seite des Bogens frei, die dann beim Zusammenfalten des Papiers als Umschlag diente.

Zum Schließen des Briefes benützte man den Siegellack und die Petschaft. Dann mußte der Brief an die Post getragen werden, aber nur an bestimmten Tagen wurden Briefe nach bestimmten Ortschaften befördert, man mußte also immer den jeweiligen Posttag abwarten. Deshalb spielte der „Posttag", wie man ihn nannte, in den Briefen der klassischen Dichterzeit eine wichtige Rolle. „Sie müssen keinen Kalender haben, der Ihnen richtige Posttage angibt," schreibt Eva König an Lessing, „denn alle Ihre Briefe laufen länger als sie sollten." Ein verabsäumter Posttag zog immer ein paar andere nach sich. Davon hat sich noch heute die alte Redensart „einen Posttag zu spät" erhalten.

So war das Schreiben des Briefes wirklich ein Ereignis, zu welchem man sich umständlich vorbereiten mußte und das man zur festgesetzten Zeit ausführte, wenn man den Zweck erreichen wollte. Aber ein noch größeres Ereignis war das Empfangen des Briefes. „Die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des Postverkehrs übte natürlich ihren Einfluß auf das Briefschreiben aus," erzählt Otto Bähr in seinen interessanten Erinnerungen an das Leben in einer Kleinstadt ums Jahr 1824. „In kaufmännischen Kreisen wurden schon damals ziemlich viel Briefe gewechselt, aber im allgemeinen war der Verkehr gering. Dafür kann folgendes als Zeugnis dienen:

Saß man abends im häuslichen Kreise um das brennende Talglicht, so bildete sich mitunter an dem Docht